

(Nachdruck verboten.)

## 41) „Soldaten sein schön!“

Bilder aus Kaserne und Lazarett.  
Von Karl Fischer.

(Schluß.)

Im Laufe des folgenden Tages konnte Sergeant Schneider Volter nur flüchtig sprechen. In der Pause nach dem Gefecht kam er zu ihm.

„Er weiß alles!“ sagte er.

„Wann haben Sie es ihm gesagt?“

„Gestern Abend schickte mich der Feldwebel noch zu ihm.“

„Was hat er dazu gesagt?“

„Er würde die Sache untersuchen.“

„Sonst nichts?“

„Nicht hat er dabei ausgeschimpft wie einen dummen Jungen.“

„Ich denke, Sie stehen bei ihm gut angeschrieben?“

„Das war einmal. Seitdem er weiß, daß ich nicht weiter kapituliert habe, kann er mich nicht leiden.“

„Was?“ rief Volter überrascht. „Sie haben nicht weiter kapituliert? Gehen Sie dann mit uns ab?“

„Nein, nach einem Jahr.“

„Aber — wie konnte er Sie denn ausschimpfen, wenn Sie doch ganz richtig gehandelt haben?“

„Seitdem man weiß, daß ich abgehen will, ist natürlich alles falsch, was ich mache.“

Von weitem erklang erst schwach — dann immer stärker werdend die Schützenlinie entlang, von Hornist zu Hornist gehend, das letzte Signal: Rückt ein in die Quartiere!

Wie ein Siegesjubiläum durchfuhr es die in langen Linien weit übers Gelände lagernden Soldaten. Alles stürzte zu den Gewehren.

Das war das letzte Gefecht.

Das Manöver war zu Ende. — Nun gab es keine Müdigkeit mehr! Alles jubelte und freute sich.

Mit Musik und Gesang ging es den einzelnen Orten zu, von wo aus die Truppenkörper mit der Eisenbahn nach den Garnisonen befördert werden sollten.

Am Abend, kurz vor der Abfahrt, wurde Volter von seinem Hauptmann gerufen.

„Sie waren gestern dabei, wie Sergeant Schneider die Prügelei mit den Bauernlummels hatte?“

„Nein, Herr Hauptmann. Ich habe ihn nur danach verbunden.“

„Aber Sie haben doch mit diesen Kerlen gesprochen? Sie wollten den Sergeant doch ablauern, bis er wieder aus dem Wirtshaus kam?“

„Jawohl, Herr Hauptmann. Gesprochen habe ich mit ihnen, aber bei der Prügelei war ich nicht.“

„Und da sind die Leute gleich auseinander gegangen?“

„Jawohl.“

„Was haben Sie ihnen denn gesagt?“

„Daß sie Unrecht taten und weitergehen sollten.“

„So!“ Prüfend blickte der Hauptmann Volter ins Gesicht. Militärisch stramm stand dieser vor ihm, ohne sich zu rühren.

„Kannten Sie diese Leute?“

„Ich sah sie zum ersten Male.“

„Wer war denn noch in dem Wirtshaus, wohin sich Sergeant Schneider flüchtete?“

„Die Bauern waren in der Ueberzahl. Er hatte sich bis zum Wirtshaus durchgeschlagen.“

„Das will ich gar nicht wissen! Beantworten Sie mir meine Frage!“

„Sanitätsgefretter Bornemann war dabei — und einige andere. Die meisten kenne ich nicht mit Namen.“

„So! — War nicht auch Beck von meiner Kompagnie dabei?“

„Jawohl,“ antwortete Volter zögernd. „Ich weiß nicht ganz genau.“

„Aber ich!“ herrschte ihn der Hauptmann an. „Alter Freund!“ dabei drohte er ihm mit dem Finger. „Ich glaube,

es ist für Sie auch die höchste Zeit, daß es nun zu Ende ist! Nehmen Sie sich ja nur zuletzt noch zusammen!“

„Jawohl, Herr Hauptmann!“

„Treten Sie ein!“

Stramm machte Volter kehrt.

Die Sanitätsgefretten hatten ihre sämtlichen Militär- ausrüstungs- und Bekleidungsstücke den Kompagnien und dem Lazarett wieder ausgeliefert. Alle waren in heiterer Aufregung.

Ueberrascht betrachteten sie sich gegenseitig in der ungewohnten Zivilkleidung. Jeder fühlte sich stolz und glücklich. Da gab es über vieles zu lachen, wenn der eine und der andere sich ungeschickt bewegte, oder wenn einen der Anzug doch gar zu komisch verändert hatte.

Bornemann war wider der fidelste.

Am Abend nahm man glückstrahlend voneinander Abschied. Dann ging jeder zu seiner Kompagnie, um in der Kaserne die letzte Nacht zu verbringen und am Morgen die Militärpapiere in Empfang zu nehmen.

Ehe Volter zu seiner Braut ging, machte er noch einige Einkäufe in der Stadt für die Reise.

Er trug einen einfachen dunklen Anzug. Nichts verriet an seinem Aeußern den Soldaten als das sonnenverbrannte Gesicht, das unter dem weichen Filzhut auffiel.

Sicher und fest schritt er, leuchtenden Auges, wie von einer unendlich schweren Last befreit, in der belebtesten Straße der kleinen Stadt an den erleuchteten Schaufenstern vorüber. Ein leises Lächeln, das seine innere Zufriedenheit verriet, umspiegelte seine Züge, wenn er im Vorübergehen in einem widerspiegelnden Fenster sein Bild sah. Die Auslage eines Obstladens fesselte seine Aufmerksamkeit.

Wie er nach einigen Augenblicken im Begriff war, hineinzugehen und den letzten Einkauf zu machen, wurde er leicht an der Schulter berührt. Schnell wandte er sich um, und mit einem Ausruf der Ueberraschung sah er die ganze Gestalt Polowskys vor sich stehen; er trug einen weiten samtigen Zimmermannsansatz und schwarzen Hut mit breiter Krempe. Rächelnd rief er Volter zu: „Nicht hast Du wohl nicht vermutet?“

„Polowsky!“ rief Volter noch immer erstaunt. „Was machst Du hier? Bist Du schon frei?“

„Vor acht Tagen bin ich entlassen worden.“

„Was machst Du dann noch hier? Warum bist Du nicht heim?“

„Heim? Als wenn ich dort noch erwartet würde. Nein, ich bleibe hier, bis — nun, Du weißt, was ich vorhabe.“

Volter erinnerte sich plötzlich an Polowskys Erzählung im Lazarett. Entsetzt sah er zu ihm auf.

„Aber Mensch, Du wirst doch nicht so — —“

„Was liegt mir noch am Leben!“ unterbrach ihn Polowsky. „Was ich vorhabe, betrachte ich als Pflicht. Ein Schuft will ich sein, wenn ich es nicht ausführe. — Erst hier — dann geht's in meine frühere Garnisonstadt, um dort abzurechnen. Jeden Abend lieg' ich hier auf der Lauer. Bis jetzt hat er sich nicht blicken lassen. Vielleicht hat er schon erfahren, daß ich hier bin. Doch lassen wir das jetzt. Es freut mich, Dich noch einmal zu sehen. Unsere Wege trennen sich. Ich danke Dir für alles, was Du Gutes an mir getan hast. Leb wohl!“

Willenlos ließ sich Volter die Hand drücken.

Sinnend sah er dem sich entfernenden Polowsky nach, bis die große, knochige Gestalt seinem Gesichtskreis entschwunden war.

Während der ganzen Nacht war die Kantine in der Kaserne geöffnet. Keiner der Alten ging zu Bett. Es wurde gejoht und gesungen, daß dieser Freudenlärm bis weit außerhalb des Kasernens zu hören war.

Wenn Volter sich auch in seiner Kompagnie eingefunden hätte mit der Absicht, die letzte Nacht in der Kaserne zu schlafen, so wurde es ihm einfach unmöglich gemacht. Er mußte mitmachen.

Die Kantine war überfüllt. Es wurde ge'runkelt, gesungen und gebrüllt. Alle hatten schon Zivildanzüge an.

Die Unteroffiziere liebten sich nicht blicken. In ihren Stuben hatten sie sich eingeschlossen.

In zügellosem Jubel wurde mit den Reservestücken der Takt zu den Liedern geschlagen. Zum Pöffen wurden die Spinde umgekippt, die kleinen Putzkästen zerschlagen. In den Stuben lag alles wie Kraut und Rüben durcheinander. Die Betten wurden umhergeworfen, eine Unmenge Kleinigkeiten, die für die Abgehenden wertlos waren, wie Putzlappen, Putzgabeln, abgenutzte Wischbürsten und Putzschachteln lagen auf dem Boden umher.

Die Reservisten holten die junge Mannschaft aus den Betten. Auf Kosten der Fröhlichen mußten sie mittrinken.

Greskfer war schon halb betrunken. Wie ein Tier brüllte er und schlug mit seinem betroddeiten Reservistenstock um sich. Auf dem Korridor hatten sich einige zwanzig Mann gruppiert, um mehrstimmig Reservistenlieder zu singen. Jeder gab sich die größte Mühe, so laut zu singen, als der Brustkasten nur zuließ. Die Fensterscheiben zitterten bene nahe bei den ersten Strophen. Aus den Stuben kamen die anderen hinzu. Die Zahl der Sänger wuchs mit jedem Ton. Alle Lieder der Reihe nach! Wie ein einziger, mächtiger Freudentonner hallten die Worte von den Kasernenmauern wider:

Und der Tag ist da, den wir so manches Mal  
Erhofft, erhofft! Und endlich ist er da!  
ist er da!

Gegen Morgen, mit dem Erwachen des Tages, wurde es ruhiger. Um sechs Uhr ließen sich die Unteroffiziere blicken.

Der Feldwebel händigte den in Reih und Glied angetretenen Reservisten die Papiere aus.

Dann kam der Hauptmann, der die letzte Ansprache hielt. Kaum war er fort, begann der Jubel von neuem.

In einzelnen Trupps wurden sie dann von den Unteroffizieren zum Bahnhofe geführt.

Volter hatte bei seinem Feldwebel um die Erlaubnis gebeten, allein reisen zu dürfen.

Wie er am Nachmittage mit seiner Braut auf dem Bahnhofe ankam, waren alle Militärzüge schon längst abgefahren.

Ein wunderbarer Tag! Die Sonne strahlte heiter vom klaren Himmel. Auf den Straßen zum Bahnhof war gewöhnlicher Tagesverkehr. Soldaten sah man gar nicht. Sonst hatte man immer da und dort eine Ordonnanz erblickt.

Eine gewisse Leere machte sich in der ganzen Stadt bemerkbar. Wie verlassen kam Volter jedes Haus vor.

Ueberglücklich war seine Braut! Mit verklärtem Auge mußte sie Volter immer wieder ansehen.

O, wie wohl tat die Freiheit. Heraus aus dem Zwang, aus dem Soldatenleben, ein freier Mann!

Beiden war das Herz so voll, daß sie mit keinem Wort ihr tiefempfundenenes Glück schmälerten.

Stumm saßen sie nebeneinander im Wartejaal, bis das Glockenzeichen beide hastig aufspringen ließ.

Sie stiegen ein, beide allein in ein Coupé.

Volter lehnte sich zum Fenster hinaus und blickte zur Stadt zurück, die er fast ganz überschauen konnte. Wie bekannt, und doch wie fern, wie fern kam ihm das alles vor. Deutlich konnte er die verschiedenen Kasernements unterscheiden.

Weit hinten, am Ende der Stadt, sah er das Lazarett. Welche Erinnerungen tauchten da in ihm auf. Und dort, dicht daneben standen die hohen, dunklen Mauern des Festungsgefängnisses. Er sah im Geiste durch die Mauern dem Treiben der Gefangenen zu. Wie er als Rekrut im inneren Hof als Posten stand, was hatte er da empfunden! — Polowsky! — — Dann dort, der Friedhof!

„Schlaf wohl, Weiner!“ entfuhr es seinen Lippen. „Du armer, lieber Kerl! Daß Du einen solchen Tag nicht erleben durftest.“

Tief aufatmend schloß er — wie abwehrend — die Augen.

Grell ertönte das Pfeifen der Lokomotive. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung.

Volter wandte den Blick nicht von der Stadt ab, bis ihm bei immer größer werdenden Geschwindigkeit des

Zuges der Ort so vieler bitterer Erinnerungen am Horizont verschwand.

Langsam schloß er das Fenster und setzte sich dicht neben seine Braut. Fest drückte er ihr die Hand, ganz erfüllt von dem Gedanken an das neue Leben — ein Leben in Freiheit, für die große Freiheit der Zukunft und Erlösung, deren Vorkämpfer er jetzt, wie so viele, sein wollte. Das gelobte er sich in diesem Augenblick. Als er in die Augen seiner Geliebten sah, strahlte ihm Liebe und inniges Verstehen daraus entgegen, und seine Seele jubelte auf!

## 14 Jahre Jesuit.

Der ehemalige Jesuit Paul von Hoensbroech beginnt seine Memoiren zu veröffentlichen. \*) Wer glaubt, aus ihnen sehr viel Neues zu erfahren, wird bald enttäuscht: Wir erhalten nichts als ein durch langatmige „grundsätzliche“ Erörterungen leidlich ausgefülltes Kalendarium der ersten 26 Jahre des Grafen. Wir wissen nicht, was die kommenden Bände an persönlichen Erfahrungen bringen werden. Dieser erste, an dessen Schluß Hoensbroech noch gar kein Jesuit ist, rechtfertigt sein Unternehmen ganz und gar nicht. Ewige Wiederholungen, eine unsympathische Kälte im Stil, Mangel an Anschaulichkeit und eine oft schulmeisterliche Art der Berichterstattung machen die Lektüre schwer. Nur eins zeichnet das Buch aus: eine lächerlich-peinliche Genauigkeit in geographischen, genealogischen, chronologischen, überhaupt allen Daten, mit denen seine formalistische Wissenschaft ihre Triumphe feiert. Das Buch hat eine zweiseitige „Inhaltsübersicht“ und gleich dahinter ein vierzehnteiliges (!) „Inhaltsverzeichnis“. Dazu verpricht der Verfasser für den zweiten Band noch drei „Verzeichnisse“: ein Sach-, ein Personen- und ein Ortsverzeichnis. Alle jesuitischen und nicht-jesuitischen Gelehrten werden den Verfasser wegen dieses Tabellen-Talentes beneiden.

Trotz dieser zweifelhaften Vorteile und ungewissen Nachteile bietet das Werk natürlich schon wegen seines Themas manche interessante Züge und Anregungen. Weniger persönlicher Art freilich, — zu einer Psychologie des Jesuitismus hat Hoensbroech nur sehr geringe Beiträge geliefert. Auch ist das asthetische Tagebuch, das er im Orden geführt hat und dem sicherlich eine ganze Reihe von religiös-psychologisch interessanten Dingen zu entnehmen wäre, ja leider im Ordenshaus zurückgeblieben. Wohl aber hat er, der aus „höchstem“ Adel stammte und mit den angesehensten Familien des Rheinlandes und des Meides verwandt ist, aus diesem Milieu eine ganze Reihe von Zügen und Begebenheiten aufbewahrt, die für die Psychologie der Klasse charakteristisch sind. Diese und selbstverständlich auch einige Bemerkungen zum Wesen des Jesuitismus rechtfertigen ein längeres Verweilen auch von unserer Seite, die wir ja nicht nach Art gewisser Leute auf alles Jesuitische wie der Eier auf das rote Tuch zu reagieren pfelegen.

Graf Hoensbroech stammt aus dem niederrheinischen Adel. An stumpfem Fanatismus übertrifft letzterer alles, was sonst auf die katholische Fahne schwört. Es fehlt ihm das lebenslustige rheinische und weiterhin romanische Element, das den Katholizismus anderswo noch erträglich macht. Charakteristisch für diesen niederrheinischen Adel ist sein Antipreuxentum, das in dem Haß gegen alles Protestantische seinen Grund hat. Obwohl seine stark betonte Christlichkeit ihn nicht hindert, die Standes- und Klassenunterschiede nach unten überall geltend zu machen, haßt dieser Adel, wie ihn Hoensbroech zeichnet, die protestantischen Junker Preußens bis zur Lächerlichkeit. In Hoensbroechs Vaterhause wurde eine Zeitlang die Kreuzzeitung gelesen — „weil es eben das adelige Blatt par excellence war“. Aber es bedurfte nur einiger Wählerereien eines katholischen Grafen Stolberg (der übrigens von dem alten Wilhelm I. immer nur als von „dem alten hartgesotteten Sünder“ sprach), um sie mit höchst charakteristischer Zeremonie für immer aus dem Hause zu verbannen: Vier adelige Jungfrauen, darunter die jetzt noch lebende Gräfin Praszma, formten ein Exemplar des „mit jedem Mittel kämpfenden und behenden Parteiblattes“, wie H. es jetzt nennt, zu einer menschlichen Figur, hängten es am Kronleuchter auf und verbrannten es feierlich, wie ihre Ahnen die Ketzer verbrannt hatten. Dieser Haß gegen die andersgläubigen Klassenossen zeigte sich auch unverhohlen gegenüber dem sonst loyal verehrten Herrscherhause: „Als die alte Königin Augusta sich einmal telegraphisch bei uns zu Besuch ankündigte, ließ mein Vater unverzüglich anspringen und fuhr mit uns allen auf ein jenseits der nahen holländischen Grenze gelegenes, ihm gehöriges Gut. An das Hofmarschallamt

\*) 14 Jahre Jesuit. Persönliches und Grundsätzliches von Graf Paul von Hoensbroech. I. Teil. Das Vorleben: Die ultramontan-katholische Welt, in der ich aufwuchs. (Verlag von Breitkopf u. Härtel, Leipzig.)

erging durch einen Beamten meines Vaters die telegraphische Antwort, die Familie sei verreist." Im übrigen ist das Bild, das Hoensbroech von seinen damaligen Standesgenossen entwirft, nicht gerade schmeichelhaft. Unter dem rheinischen Adel herrschte eine große Unbildung. Sehr selten kam es vor, daß junge Adelige imstande waren, ihr Abiturientenexamen zu machen. "Ich besitze Bekkern," schreibt der Verfasser, "die nicht den aller-gewöhnlichsten Brief orthographisch schreiben können." Ob es jetzt merklich besser geworden ist, wie der Verfasser hofft?

Auch das Standesverhältnis zwischen Adel und Priesterschaft, wie Hoensbroech es darstellt, entbehrt nicht des Interessanten. Der Priesterdünkel der Knechte Christi ist ja allbekannt. Er geht so weit, daß simple Hauslehrer in adeligen Häusern zuerst bei Tisch bedient zu werden beanspruchen und auch bedient werden. "Beharrlich lehnten meine Eltern die geforderte Tischordnung ab, was bei den hausgeistlichen häufig Mißstimmung und Zorn erregte. . . . Einmal war ich bei meinem Onkel, dem Grafen von Loe, zur Jagd. Nach dem letzten Triebe fuhren wir im offenen Wagen nach Hause. Untertwegs begegnete uns zwei Geistliche eines Nachbardorfes. Keiner von ihnen grüßte. Mein Onkel wandte sich zu mir: "Diese dummmstolzen Menschen. Ich bin ihr größter Wohlthäter; vielen bezahle ich aus meiner Tasche das vom Staate gespeuerte Gehalt, und doch grüßen die geistlichen Flegel nicht einmal; ihr Priesterhochmut läßt das nicht zu."

Die Jesuitenschule, auf der Hoensbroech acht Jahre erzogen worden ist, war die belanste im österreichischen Feldkirch (Vorarlberg). Es ist dies die beliebteste Erziehungsanstalt für den deutschen katholischen Adel. Die Stolberg, Loe, Wolff-Metternich, Galen, Droste-Bischoff, Salsfeld, Praschna, Ballestreim, Fürstenberg, Solms, Spee, Hompeich — alle bekannteren Zentrumsgrafen sind in diesem ultramontanen Institut für ihren künftigen Beruf vorbereitet worden. Feldkirch ist ein ausgeprägt internationales Unternehmen — international die Lehrer, international die Schüler. Was jesuitische Internationalität ist, weiß man: kein auf weitem Wissen und gesunder Volksbildung beruhendes echtes Menschheitsgefühl, sondern ein blutleeres, von den späthumanistischen Gelehrten des 17. Jahrhunderts erborgtes, künstliches Weltbürgertum, vielmehr ein — Kombürgertum, das sich zu Hause „national“ und „patriotisch“ gibt, in Wirklichkeit aber eine Verengung und Verjungung alles Geisteslebens erstrebt, die schlimmer und ebenso schlimm ist wie die von seinen nationalistischen Partnern gewünscht. Es ist zwar nicht, wie H. meint, eine Schande, wohl aber doch eine beachtenswerte Tatsache, daß Blätter, die zu gegebener Zeit mit den größten Chauvinisten konkurrieren und die „vaterlandslosen Gesellen“ mit Schmutz und Spott bewerfen, alljährlich ganze Spalten im Anzeigenteil bringen, gefüllt mit Anzeigen belgischer, französischer, englischer, holländischer, ja italienischer und spanischer Erziehungsanstalten, und daß alljährlich hunderte dieser wohlhabenden Jünglinge und Jungfrauen — denn nur um Reiche kann es sich natürlich handeln — in Institute geschickt werden, in denen z. B. derjenige, der „etwas in der Muttersprache gesagt hat, ein Abzeichen der Schande tragen soll, außer es gelänge ihm, diese Last noch am gleichen Tage auf einen anderen abzuwälzen, den er in der Schule oder auf der Straße beim gleichen Fehler erlappt hätte und mindestens mit einem Zeugen zu überführen imstande wäre." (Bibliothek der katholischen Pädagogik. 9. Band, Seite 420.)

Die oft gerühmte Unentgeltlichkeit des Jesuitenunterrichts ist nach H. nichts als ein Märchen. Wenn die Eltern nichts bezahlen können, muß der Staat zuschießen. Feldkirch z. B. erhielt vom Staat zuerst 18 000, später 19 000 M. jährlichen Zuschusses. In Stonyhurst, einem englischen Jesuitenkolleg, das H. später auch besucht hat, betrug der Pensionspreis 2400 M., ungerechnet die vielen Nebenausgaben. Immerhin ein nettes Sümmchen.

Vor den nationalen Unterschieden macht der Jesuitenorden, wie wir sehen, keinen Halt. Aber die sozialen respektiert er aufs schönste! Die Bevorzugung des Adels ist bei ihm offiziell befohlen: "Den Adelligen gebe man bequemere Bänke und lasse ohne Wissen des Präfecten hierin keine bedeutende Veränderung eintreten." Auch durften nach der alten Studienordnung die Adelligen nur bei schwerwiegendster Ursache Rutenstreichen unterworfen werden. In Feldkirch, wie H. es kennen lernte, nahmen die Adelligen überall die vordersten Bänke ein. Bei Ordensverteilungen waren die Abzeichen, die die Adelligen bekamen, eleganter und kostbarer als die der anderen. Eng zusammen hiermit hängt, was wir über die bei allen asthetischen Instituten bekannte — Freßlust in Feldkirch hören. "Wir Jöglinge durften ohne Rüge, ohne Strafe einer unerhörten Ez, ja Freßgier frönen. Welche Quantitäten von Wodka und Brot, von Apfelsin und Pfannkuchen hinuntergeschlungen wurden, ist nicht zu sagen. Betten um Schokoladenlaffeln wurden eingegangen, wer größere Mengen der genannten Speisen bewältigen konnte. Und diese Kraftübungen vollzogen sich mit Wissen und vor den Augen der die Aufsicht führenden Präfecten. Es wurden Leistungen verzeichnet bis zu 18 großen Pfannkuchen mit der entsprechenden Masse Apfelsin; einige „Wodka“-Trinker brachten es auf 9 große Tassen."

Daß die Sittlichkeit der Jesuiten bei einer solchen Völlerei, die sie, die Lehrer natürlich in verstärktem Maße, trieben, nicht ungefährdet bleiben kann, ist physisch selbstverständlich. H. teilt eine ganze Anzahl Verbote mit, die einen Rückschluß erlauben auf das,

was tatsächlich vorkam. Kein Jögling z. B. darf das (Schlaf-)Zimmer seines Lehrers betreten — die vielen Fälle von sittlichen Vergehungen seitens der Weichwäter an Kindern haben zu diesem Verbot geführt. H. selber hat derartiges nur einmal bei seinem geistlichen Hauslehrer erlebt. Aber er berichtet von einer weiblichen Pärlichkeit, von Wadenstreichen und Verührungen des Gesichts, — deren Charakter aus dem strengen Verbot erschlossen werden kann, das der Provinzial Mathias Tanner erließ: "Mit öffentlicher Geißelung soll bestraft werden, wer sich nicht scheut, Gesicht oder Hände von Jünglingen oder Knaben zu berühren." Dabei muß beachtet werden, daß ein anderer Erlaß die Publikation solcher Scandale direkt verbietet: "Wenn jemand unzüchtige Handlungen mit einem Andern verübt hat und die Sache geheim und ohne Skandal geblieben ist, so behandle man die Sache nur als geheime."

Von Feldkirch zog Hoensbroech nach dem schon oben genannten Stonyhurst in England. Er wollte dort Philosophie treiben. Aber sehr bald wurde er von der unter seinen „Mitphilosophen“ grassierenden Faulheit ergriffen. Den meisten von ihnen, Söhnen sehr gut situierter, teilweise sehr reicher Familien, war ein epikuraisch gutes Leben alles, Studium und Arbeit nichts. Es war offenes Geheimnis, daß nicht wenige „Philosophen“ leicht zu erlangenden Urlaub benutzten, um Bordelle in London, Liverpool, Manchester zu besuchen; einige ließen sogar ihre „Verhältnisse“ in kleine Ortschaften in der Nähe des Kollegs kommen. „Fünf Mann hoch fuhren wir im März 1873 in einer „Mail Coach“ nach Liverpool zur „Grand national Steeplechase“, dem größten Hindernisrennen Englands; den Abend wollten meine Gefährten in einem Liverpooler Bordell verbringen."

Was wir über die Univeritätsjahre in Bonn und Göttingen hören, interessiert weniger. Nur dies, daß die Massenunterschiede auch im katholischen Studentenium ihre ausgemachte Rolle spielen. Studentenverbindungen gelten von vornherein für plebejisch. "Man muß sie grundsätzlich billigen und offiziell unterstützen, aber mit diesen Raubbeinen zu verkehren, ist nicht möglich." Hoensbroech wurde von einem Jesuiten so lange bearbeitet, bis er „einprang". Er ließ bei seinen Standesgenossen überall auf Widerspruch. Graf Droste-Bischoff-Erbdroste, der jetzige „General-Kommissar für die Generalversammlungen der deutschen Katholiken“, wurde einst von H. gebeten, doch an einem Kneipabende seiner Verbindung teilzunehmen. Er lehnte sehr energisch ab: „in solcher Gesellschaft sei ihm nicht wohl."

Wie die adelige Clique, aus der Hoensbroech stammt, sich souverän über die Gesetze hinwegsetzt, bezeugt die Erzählung — mit der wir schließen wollen —, auf was für gewichtige Gründe hin der junge Graf vom Militärdienst befreit wurde. Seine Mutter war in großer Sorge um seine Gesundheit (wie sehr viele Mütter). Sie fürchtete für das Leben ihres Sohnes. Sie hatte in Berlin eine Menge von Verwandten in den höchsten Stellen. (Dies haben nur sehr wenige Mütter.) Frau v. Hoensbroech schrieb also an General v. Loe, dieser an Generalarzt Boher, Boher an einen Oberst und der Oberst an den Regimentsarzt. Ueberall, wohin er kommt, wird Hoensbroech lächelnd empfangen: „Ne, Paul, Dich können wir nicht brauchen.“ Die Untersuchung dauerte lang: „Ich merkte, wie es dem guten Manne schwer wurde. Erst später kam es mir zum Bewußtsein, wie Unrecht das doch alles war.“ H. H.

## Tier und Pflanze.

Die naturwissenschaftliche Forschung hat in den letzten 50 Jahren ganz gewaltige Fortschritte gemacht. Sie hat eine Umwälzung erfahren, die geeignet ist, einen tiefen Einfluß auch auf die ganze Lebensanschauung zu üben. So begriff sich leicht das große Interesse, das gerade heutzutage den biologischen Fragen entgegengebracht wird. Und es ist zu begrüßen, daß der deutsche Monistenbund durch eine Reihe populärer Vorträge Fachgelehrte zu Worte kommen läßt, die jeder für sein Gebiet die Resultate der Forschung, soweit sie allgemeines Interesse haben, einem größeren Publikum übermitteln. Diese Vorträge sind im guten Sinne populär, und es ist unbedeutend, wenn man annimmt, sie seien nur für die „Gebildeten“ bestimmt. Hat doch der Schreiber dieser Zeilen nirgends größeres Interesse und auch Verständnis für diese Fragen gefunden als bei den Arbeitern, die er in mehrjähriger Tätigkeit bei den akademischen Arbeiterunterrichtskursen als Hörer kennen lernte. So war auch der Vortrag, den Professor Potonié am Donnerstag im Oberlichtsaal der Philharmonie hielt, durchaus allgemein verständlich.

Potonié knüpfte an das Wort Monismus an. Monismus bedeutet Einheitslehre. Es zielt ab auf eine Vereinheitlichung in der Betrachtung der Welt. Der Einheitslehre steht gegenüber die Zweifelslehre oder Dualismus. Das Streben nach Vereinheitlichung ist ein ganz allgemeines. Sein Sinn ist die Anbahnung eines leichteren Verständnisses der Vielgestaltigkeit der Erscheinungen. Wir streben nach Zusammenfassung, nach Vereinfachung. Aber auch eine Neigung zum Trennen liegt im Menschen. Dieser Zwiespalt ist es, der zu der Frage des Abends führte: Pflanze und

Tier, was verbindet, was trennt sie. Wesentlich bei der Entscheidung solcher Fragen ist der Standpunkt des beurteilenden Menschen, aber der Antwort ist der größere Wert beizulegen, die so ausfällt, daß sie die Mehrzahl der Menschen zu befriedigen imstande ist.

Fällt es schon schwer, eine knappe und bestimmte Unterabteilung zwischen Lebendem und Leblosem festzusetzen, so besteht bei Pflanzen und Tieren eine schier unüberwindliche Schwierigkeit, weil es Organismen gibt, die man mit gleichem Recht zu jedem der beiden "Reiche" rechnen kann. Die sogenannten "höheren" Tiere und Pflanzen werden von jedem Beobachter leicht in ihr Reich eingeordnet. Wie groß ist der Unterschied zwischen Pferd und Lindenbaum! Der auffallendste Gegenwärt besteht wohl darin, daß Tiere einer selbständigen Bewegung fähig sind, Pflanzen nicht. Aber dieser Unterschied ist hinfällig. Der Trennungsschnitt zwischen Pflanze und Tier ist weiter nichts als ein herkömmlicher, konventioneller. Es gibt feststehende Tiere — der Redner führt solche in wohlgeordneten Lichtbildern vor — Korallen, gewisse Meereskrebse (Mantelwürmer). Auch die Seerosen, die uns wieder illustrieren, wie die Natur keine Sprünge macht, denn sie können — wenn sie es auch selten tun — ihren Fuß lösen und ein Stück weiter kriechen. In der Jugend haben diese Tiere allerdings bewegliche Entwicklungszustände. Aber dem sieht auf der anderen Seite die Tatsache gegenüber, daß es auch bewegliche Pflanzen gibt. Die Kieselalgen z. B. haben eine Ortsbewegung, und auch bei anderen Algen lösen sich Inhaltsbestandteile zu kleinen Teilchen auf, die im Wasser lebhaft herumchwärmen. Es mußte das größte Aufsehen erregen, als zuerst beobachtet wurde, wie die Pflanze sich sozusagen in lauter kleine Tiere auflöste.

Auch im Bau ist ein fundamentaler Unterschied zwischen Tier und Pflanze nicht vorhanden. Alle Organismen sind zusammengesetzt aus elementaren Teilchen, den Zellen, die aus dem Protoplasma mit dem Kern bestehen. Eine große Anzahl von Tieren wie Pflanzen bestehen aus nur einer einzigen Zelle, und gerade unter ihnen gibt es viele, die man mit gleichem Recht zu den Tieren wie zu den Pflanzen rechnen kann.

In früherer Zeit glaubte man einen durchgreifenden Unterschied zwischen Pflanze und Tier in chemischer Hinsicht darin gefunden zu haben, daß die Pflanze imstande sei, Zellulose herzustellen, das Tier aber nicht. Aber man fand, daß die Manteltiere — unzweifelhaft Tiere — einen gleichen Stoff bereiten.

Das Blattgrün (Chlorophyll) könnte man als Unterschied noch aufführen, aber auch dies Merkmal läßt uns im Stich, da es viele niedere und höhere Pflanzen gibt, die diesen Farbstoff enthalten. Ja, es gibt Pflanzen — die Insektenverbauenden — die, ganz wie die Tiere, feste organische Substanz, zumeist Insekten, in einen Körperhohlraum aufnehmen, durch einen verdauenden Saft verflüssigen und die Nahrung zum Aufbau ihres Körpers verwerten. Interessante Lichtbilder erläuterten diese Tatsache. Umgekehrt gibt es Tiere — z. B. den Wandwurm — die wie Pflanzen nur flüssige Nahrung saugen. Auch ihnen fehlen völlig Öffnungen zum Aufnehmen fester Körper.

Ein Nervensystem fehlt allerdings den Pflanzen, hingegen gibt es aber viele niedere Tiere, bei denen das gleiche zutrifft. (Trotzdem können Pflanzen auf Reize reagieren, sie führen z. B. bei Berührung Bewegungen aus.) Das Vorhandensein eines Nervensystems scheidet also nur hohe und niedere Tiere von einander, nicht aber Pflanze und Tier. Und was die "Seele" betrifft, so bleibt es dem Geschmaack eines jeden überlassen, die geistigen Werte in der Natur aufhören zu lassen, wo er will, denn beobachten lassen sich diese nicht. In keinem Fall kann das Vorhandensein oder Fehlen einer "Seele" ein Unterscheidungsmerkmal für Tier und Pflanze sein.

Die Aufführung einer Scheidewand zwischen Tier und Pflanze ist also nur möglich, wenn man sie an irgend einer beliebigen Stelle willkürlich errichtet. Die Scheidung beruht auf Vereinbarung.

Wer sich, so schloß der Redner, der Abstammungslehre verschließt, der müßt sich entweder im Kampf gegen die Naturforschung sein Leben lang ab, oder er gibt freimütig zu, daß er nicht wissen will.

Der äußerst klare Vortrag Botoniós wurde mit lebhaftem Beifall aufgenommen. Am Freitag, den 3. Dezember, 8 Uhr, findet der Vortrag über "Tier und Mensch" ebenfalls in der Philharmonie statt.

Dr. S. R.

## Kleines feuilleton.

### Technisches.

**Luftschiffahrt.** Wie wir bereits an anderer Stelle unseres Blattes mitgeteilt haben, wird im Horsaal der "Urania" vom Ingenieur Aubert Vorreiter ein Zyklus von fünf Vorträgen über Motorluftschiffahrt, Luftschiffe und Flugmaschinen gehalten. Nachdem im ersten Vortrage die statische und dynamische Luftschiffahrt und die Konstruktionsprinzipien der Luftfahrzeuge besprochen waren, leitete der Vortragende seine zweite Vorlesung mit einer ausführlichen Erläuterung des Wesens des Explosionsmotors und einer von guten Lichtbildern unter-

stützten Schilderung der verschiedenen für Lenkbalken und Flugmaschinen gebauten Motoren ein. Für Luftfahrzeuge kann mit Rücksicht auf das geringe Gewicht nur der Explosionsmotor in Betracht kommen. Die bekannteste Kraftmaschine, die Dampfmaschine, kann nie auf ein so geringes Gewicht wie ein Explosionsmotor gebracht werden. Die leichteste Dampfmaschine, die wohl je gebaut wurde und die für die Flugmaschine von Ader bestimmt war, wog für eine Pferdestärke Leistung ungefähr 8 Kilogramm. Ein moderner Aeroplanmotor hingegen wiegt nicht mehr als 1-2 Kilogramm für die Pferdestärke. Der Explosionsmotor, der schon für Automobilzwecke eine besondere Durchbildung erfahren hatte, mußte für die Luftschiffahrt noch weiter verbessert werden. Fast alle Verbesserungen beziehen sich auf das Gewicht. Wichtigere Teile werden heute aus dem bei hoher Festigkeit relativ sehr leichtem Stahl hergestellt. Die Zylinder werden wegen der Gewichtersparnis außen und innen bearbeitet, die Stübler aus Kupferblech angefertigt. Das leichte Aluminium sollte für beanspruchte Teile nicht verwendet werden, da es besonders bei hohen Temperaturen nicht sehr zuverlässig ist. Mit Rücksicht auf die Gleichförmigkeit des Ganges und um ein Schwungrad zu ersparen, werden nur Mehrzylindermotore angewendet. Für Aeroplane hat sich aus verschiedenen Gründen nach dem Vorgange des "Antoinette"-Motors der Levasseurwerke die V-förmige Anordnung der Zylinder eingebürgert. Ein prinzipieller Unterschied zwischen den Explosionsmotoren für Motorballons und Flugmaschinen besteht in der Anordnung des Auspufftopfes. Bei dem Lenkbalkenmotor dürfen die heißen Gase nicht ohne weiteres ins Freie geleitet werden, da sie sonst zu Explosionen des ausströmenden flüchtigen Anlaß geben könnten. Es werden daher diese Gase genau so wie bei Automobilen und stationären Anlagen in einen Auspufftopf geleitet. Beim Aeroplan fällt die Explosionsgefahr fort. Man läßt daher Gase unter den bekannten Kanonenschüssen und ähnlichem Geräusch ins Freie auspuffen. Auch andere Anordnungen der Zylinder, z. B. sternförmige, werden versucht.

Von den neueren im Lichtbild vorgeführten Motoren verdient der Knight-Motor besondere Erwähnung, da er sich besonders durch ruhigen und geräuschlosen Gang auszeichnet. Die Steuerung dieses Motors wird nicht durch Ventile, sondern durch im Inneren der Zylinder liegende Schieber bewirkt. Der Motor steht daher äußerlich sehr einfach aus, hat aber verschiedene andere Nachteile, wie zum Beispiel schwierige Reparaturmöglichkeit. Doch haben zwei große englische Gesellschaften den Bau dieser Motortype aufgenommen und auch die deutschen Daimler-Motorwerke stellen eingehende Versuche mit diesem Motor an. Nach Besprechung der Motoren wandte sich der Vortragende zu den Prall-Luftschiffen, die mehr unter dem Namen Luftschiffe nach dem "unstarren System" bekannt sind und durch die Parzevallluftschiffe am meisten vertreten werden. Bei diesen Ballons wird, wie an dieser Stelle schon öfters ausgeführt, die Ballonhülle durch zwei Lufttäcke, die Ballonets, die abwechselnd mit Luft gefüllt oder entleert werden, prall gehalten. Diese Ballonets dienen auch zur Höhensteuerung, da durch sie der Schwerpunkt des Luftschiffes verlegt werden kann. Derselbe Wirkung kann auch durch ein verschiebbares Laufgewicht erzielt werden. Bei einfachen, amerikanischen, sehr kleinen Lenkbalken, die ausschließlich Sportzwecken dienen, wird dieses Laufgewicht durch den Fahrer selbst erzeugt, der auf dem dreieckigen Kielgerüst hin und her laufen oder richtiger gesagt reiten muß.

Der Vortragende berichtete dann noch über eine Reihe anderer Prall-Luftschiffe, die im Bilde vorgeführt wurden und über verschiedene Konstruktions Einzelheiten. Er betonte besonders die Vorteile der tiefen beweglichen Aufhängung der kleinen Parzevallgondel, wodurch die Schlingerbewegungen fast völlig aufgehoben würden. In den nächsten Vorträgen sollen die Luftschiffe mit Kielgerüst und vollständiger Gerüst (halbstarres und starres System), die dynamischen Flugapparate und die Ein- und Zweidecker ausführlich behandelt werden.

Der leichteste Motor für Flugapparate und Luftschiffe, der auf der letzten Luftschiffahrtsausstellung in Paris ausgestellt war, wog nach dem "Prometheus" für jede Pferdestärke nur 0,997 Kilogramm. Es war ein Gnomomotor von 100 Pferdekraften, mit 14 um eine feststehende Welle rotierenden Zylindern, der nur 99,7 Kilogramm wog. Ein weiterer Gnomomotor mit 7 gleichfalls umlaufenden Zylindern wog 1,624 Kilogramm für eine Pferdekraft. Zwei- und vierzylinderige Darracqmotoren von 30 bis 60 Pferdekraften wogen 1,88 Kilogramm für eine Pferdekraft, und ein vierzylinderiger Anzanimotor von 70 Pferdekraften hatte ein Gewicht von 1,92 Kilogramm für eine Pferdekraft. Alle übrigen ausgestellten Motoren zeigten Gewichte, die — meist erbedlich — über zwei Kilogramm für eine Pferdekraft hinausgingen.

### Aus dem Tierleben.

Eine Seelöwenkolonie ist unter dem besonderen Schutz der australischen Regierung auf einer Klippengruppe in der Buchtstraße zwischen dem australischen Festland und Tasmanien eingesezt worden und hat sich trefflich entwickelt. Es sind dort Hunderte von Seelöwen zusammen, deren Gebrüll man beim Vorüberfahren auf große Entfernung hört.